

Nr. 47. Posen, den 24. November. 1895.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Aber, um's Himmelswillen, Alex, über was soll ich denn schimpfen? Denn das siehst Du doch wohl ein, daß ich mir Luft machen muß, wenn ich nicht ersticken soll."

„Gut. Wenn Du nicht anders kannst, so raisonnire über Dich."

„Da kommt nichts dabei heraus. Was soll denn nun um Alles in der Welt werden?"

Herr Lassen stand einen Augenblick sinnend still, als ob auch er über tiefsinnige Weisheiten nachdächte. Dann sagte er in dumpfem Ton:

„Hast Du schon gefrühstückt?"

Erstaunt sah ihn Max von der Seite an.

„Nein", sagte er dann.

„So komm, denn das ist vorläufig das Nöthigste. Oder willst Du etwa gar die Flinte in's Korn werfen, willst nach Heidelberg gehen und ein anderer Professor Dirrlapp werden?"

„Ich will auf der Stelle meinen Hut verlieren, Alex, wenn ich einen Ausweg sehe."

„Du wirst ihn sehen, wirst ihn finden. Wie? Bist Du nicht der Mann mit sechs Sinnen? Komm."

Max seufzte und ging mechanisch dem Amtmann nach, der ruhig und nachdenklich nach der gemeinschaftlichen Wohnung vorausschritt. An der Thüre derselben trafen sie auf den alten Jochen, der bemüht war, mit einem sonderbaren, rußigen Besen den Schnee aus den Thürfugen zu kehren, der sich dort festgeklemmt hatte. Max erkannte sofort das unglückselige Instrument das auf so geheimnißvolle Art in seines Vaters Gewehrfutteral gekommen und ihm so verderblich geworden war.

„Wie in aller Welt mag der verruchte Besen auf den Hof gekommen sein?" fragte Max zornig.

Der alte Jochen lachte und nickte mehrmals in auffälliger Weise mit dem Kopfe, was den Amtmann in seiner nachdenklichen Ruhe zu stören schien.

„Jochen," rief er, „ich will nicht hoffen, „daß man Deine Dummheit benutzt hat, um — —"

„Herr Amtmann, der Jochen ist halt alt, aber nit dumm," antwortete der alte Mann, „der Jochen ist kei' Pinsel."

„Ja, was mußt Du da so lachen und mit dem Kopfe nicken, als wenn Du ihn verlieren wolltest?"

Der alte Jochen war in seiner Weise auch ein Humorist, nur mit dem Unterschied, daß es ihm vollständig zu genügen schien, wenn er selbst lachte. Ob andere begriffen, warum und weshalb er lachte, schien ihm gleichgiltig zu sein. Auch jetzt lachte er immerzu seelenvergnügt in sich hinein, was den Beiden natürlich wunderlich vorkam, sagte aber kein Wort, so daß Herr Lassen seine Frage verwundert wiederholte. Aber Jochen schien plötzlich wieder vollständig taub geworden zu sein. Er antwortete nicht auf die Fragen, sondern sagte nach einer ziemlichen Weile, den Besen verächtlich in den Händen hin und her drehend:

„Er taugt halt zu nix, Herr Amtmann, nit amal zum Schneekehre' und wenn sie den Bursche sehe, so sage Sie ihm nur, er solle sei Besen wieder mitnehme."

„Welchen Burschen meinst Du denn, Jochen?" fragte der Amtmann laut und deutlich, und auch Max trat begierig hinzu, indem er im Stillen seinen Hut von Neuem den Erinnyen vermachte, wenn sie dafür den alten Jochen von seiner temporairen Taubheit nur eine viertel Minute befreiten.

„Den Robert, Herr Amtmann, den Kutscher von dem feine Herrche mit dem dünne Beine und der einäugige Brille", antwortete Jochem mit erwünschter Promptheit.

Die beiden Vettern sahen sich, offenbar mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung des Gedankens, überrascht an, denn Beide riefen zu gleicher Zeit den Namen: „Saegebühl" aus. Sie erholten sich indessen bald von ihrer Ueberraschung, traten in das Haus ein, nahmen aber den alten Jochen mit.

„Jochen", sagte der Amtmann, „geh' hinauf in die Räucherkammer und hole den Schinken herunter, der noch oben ist. Er wird wohl jetzt gut durchgeräuchert sein. Laß ihn aber nicht fallen."

Jochen ging, und Herr Lassen wandte sich mit geheimnißvoller Miene dem Freunde zu.

„Max, jetzt kaltes Blut wir haben die Spur. Um Gotteswillen keine Dummheiten, keinen Wahrheits-Fanatismus. —"

„Still, Alex, und wenn ich gehängt werden soll, ich sage nie wieder die Wahrheit."

„Unglücklicher, so meine ich's nicht. Das Lügen ist noch viel schwerer —"

„Weiß es, weiß es, nur weiter. Was wolltest Du sagen?"

„Warst Du schon einmal auf der Fuchsjagd?"

„Auf der Fuchsjagd? Nein."

„So höre zu. Wir sind jetzt im Begriff, einen Fuchs zu erlegen. Kannst Du Dich stumm und leise wie ein Fischlein in der Fluth heranpirschen? Kannst Du ihm die Witterung abschneiden, stundenlang auf dem Bauch liegen und den Athem anhalten? Kannst Du in der Dämmerung den Windungen seiner Fährte folgen, wie ein Baumstamm still stehen, wenn er lauscht, und wie eine Schlange durch's Dickicht kriechen, wenn er läuft? Kannst Du das? Denn sonst wirst Du nie einen Fuchs fangen, Max. Ein lauter Tritt, ein unvorsichtiges Räuspern oder gar ein zu früher Schuß und alle Deine Mühe ist umsonst. Denn wenn Du auch schon glaubst, ihn zu haben,

wenn Du denkst, Du brauchst nur zuzugreifen, er schlüpft Dir unter der Hand fort und entflieht Dir in gewandten Sätzen auf Nimmerwiedersehen. Nur die vollständige Ruhe und Sorglosigkeit Deiner Feinde giebt ihn Dir in die Hand.“

„Ich verstehe, Alex.“

„Und nun setze Dich her und lange zu. Der Schinken ist gut, nicht wahr? Schneide nur tüchtig hinein, wo das Magere sitzt und gieb dem alten Jochen sein Theil. Und nun wollen wir überlegen und berathen, wie wir unsern Fuchs pirschen und am sichersten fangen. Jetzt, Max, ist Holland in Noth, jetzt bethätige meinethalben Deinen sechsten Sinn, denn es handelt sich um unser Beider Glück und Seligkeit. Setze Alles ein, um Alles zu gewinnen, nur sei vorsichtig, vorsichtig, vorsichtig! Du kennst den Feind.“

Noch nie hatten die beiden jungen Männer so lange beim Frühstück gesessen wie diesen Morgen, noch nie so besonnen, so ruhig, so klug und weltkundig ihre Angelegenheiten besprochen und durchdacht. Es galt eine fast schon verlorene Sache zurückzugewinnen. Als sie aber gegen Mittag die Amtmanns-Wohnung endlich wieder verließen, lag auf ihren Zügen die frühere, jugendmuthige Zuversichtlichkeit, das Selbstvertrauen und die Hoffnung, die neuerdings bei ihnen eingekehrt war.

Bevor wir in der Erzählung fortfahren, müssen wir nochmals in den Kreis der Jagdgäste zurückkehren, wo Professor Dirrlapp dem Fräulein von Fahlen seine Mittheilungen über Max Horn machte, und wo sich der Vorgang abspielte, welcher die Veranlassung zu dem bekannten Briefe des Innungsobermeisters Horn an seinen Sohn war.

Fräulein von Fahlen war nach Dem, was ihr von Professor Dirrlapp mitgetheilt worden war, etwas bleicher geworden und hatte alle ihre Energie nöthig, um wenigstens äußerlich Ruhe und Gemessenheit zu bewahren. Im Innern war es ihr zum Weinen traurig, als ob ein süßer Traum ihres Herzens ein jähes Ende gefunden hätte, eine träumerisch wohlig klingende Saite zerrissen wäre. Erschöpft ließ sie sich in einen Sessel fallen. Sie war nicht im Stande, auch nur ein Wort zu äußern.

Herr Horn senior hatte sich mit etwas lustiger Galanterie freie Bahn bis zur Herrin von Doberan gemacht.

„— Nun — mein gnädiges Fräulein“, begann er mit seinem bekannten Rednertalent, „Sie hatten bei meiner Ankunft die hochherzige Güte, mir zu versichern, daß Sie mir in einer bestimmten Angelegenheit ins Gewissen zu reden hätten. Mein sehr geehrtes Fräulein, Sie sehen mich zu Ihrer Verfügung, ganz zu Ihrer Verfügung.“

Dabei strahlte das leicht erregte Gesicht des Herrn Obermeisters vor Freude und Gemüthlichkeit.

Fräulein von Fahlen erhob sich langsam und ernst.

„Die Sache hat sich erledigt, Herr Horn“, sagte sie kühl und ging davon.

Herr Horn war wie versteinert! Was sollte denn das heißen? Erst die schalkhaft drohende Einladung, sich von Fräulein von Fahlen in einer bestimmten Angelegenheit ins Gewissen reden zu lassen und dann hat sich die Sache auf einmal erledigt? Indessen wurde gerade jetzt zum Aufbruch zur Jagd gerufen und somit Herrn Horn keine Zeit gelassen, über die Räthselhaftigkeit der menschlichen Ansichten und Geschicke nachzusinnen.

Die ganze Jagdgesellschaft — einige dreißig Personen, und zwar die Honoratioren des Kreises Doberan — trat nun aus dem Warmhause heraus und die Dienerschaft brachte die in die bekannten gelben Lederfutterale verschlossenen Gewehre und sonstige Jagdutensilien herbei. In einer Gruppe von Jägern sprach man von einer neuen Art von Sicherheitsvorrichtung, die erst kürzlich patentirt worden war.

„Wenn sie gestatten, meine Herren“, sagte Herr Horn senior, „so werde ich Ihnen das neue System sogleich in natura zeigen. Sie werden sehen, wie ausgezeichnet dasselbe funktionirt. Robert, mein Gewehr! rasch, her damit.“

Man war auf das neue System gespannt und Herr Horn selbstverständlich begierig, mit seiner nagelneuen Errungenschaft zu paradiren. Frohlockend nahm er das Futteral in die Hand und öffnete es vorsichtig.

„Wie leicht“, sagte er dabei, „wie wunderbar leicht ein dicker Doppelläufer!“

Plötzlich verlangsamten sich seine Glieder, wie vor Schreck gelähmt, seine Augen wurden starr, seine Kehle trocken, sein Gesicht blaß — und zur ungeheuren, tollsten Heiterkeit der Umstehenden zog er aus dem Futteral einen — Essenkehrerbesen! Einen schäbigen, schmierigen, vollständig schwarzgerußten langen Essenkehrerbesen!

„Ha, das ist Tell's Geschoß!“ rief der alte Seehausen mit gellendem Lachen und ein dicker Gutsbesitzer der Umgegend äußerte mit einer gutmüthigen Schadenfreude:

„Schuster, bleib bei deinem Leisten!“

„Nun, meine Herren“, sagte endlich auch Herr Professor Dirrlapp mit seinem hämischen, stets sprungbereiten Haß gegen Alles was Horn hieß, „was ist da zu lachen? Das ist, wenn ich mich nicht irre, ein Besen, wie er in der Hand eines Essenkehrers recht gute Dienste leisten kann, ein höchst achtbares Instrument, das nur leider zur Jagd wenig geeignet ist. Mein verehrtester Herr Innungsobermeister, ich glaube Ihnen versichern zu dürfen, daß dieses neue System dem Wildstand von Doberan wenig Schaden zufügen wird.“

Das war zuviel für den alten Herrn. In seiner so empfindlichen Eigenliebe war er aufs Bitterste gekränkt, sein Ruf als Jäger war dahin, er war vor der ganzen Haute volée des Doberaner Kreises blamirt für sein ganzes Leben. Zitternd ließ er den verruchten Besen fallen und wäre wohl selbst zu Boden gestürzt, wenn nicht in diesem Augenblick Herr Amtmann Lassen zugesprungen wäre und ihn in seinen Armen aufgefangen hätte. Max war gar nicht da, er war noch bei den Treibern beschäftigt, statt dessen kam aber Herr Saegebühl eiligst gelaufen und brachte das Gewehr des Herrn Horn, das neue System.

„Hier ist Ihr Gewehr, Herr Horn“, rief er, „ich fand es hinter dem großen Birnbaum. Lassen Sie sich den gottlosen Bubenstreich nicht zu nahe gehen. Frisch, Herr Obermeister, zum fröhlichen Waidwerk. Nur Muth, wie Alles in der Welt, wird auch dieser Streich seine Strafe finden. Nur Einer kann ihn begangen haben und wir werden diesen Einen finden. Nur Muth!“

Aber Herr Obermeister Horn hatte keinen Muth mehr; der Schreck war zu jäh gewesen.

„Anspannen“, murmelte er mühsam, „nach Hause, nach Hause.“

Auch Fräulein von Fahlen kehrte noch einmal zur Jagdgesellschaft zurück und erkundigte sich nach dem Vorfall.

„Da sehen Sie, meine Gnädigste, wie die Streiche des Herrn Horn junior beschaffen sind“, sagte Herr Professor Dirrlapp zu ihr, „ich denke, der Schlag trifft den alten Herrn, so ist ihm der Schreck in die Glieder gefahren. Er konnte ihn tödten, mein gnädiges Fräulein! Und das that der Sohn dem Vater.“

„Sie meinen, daß wirklich der junge Herr Horn sich eine solche Rohheit erlaubt habe?“

„Ich bin davon überzeugt wie vom helllichten Tag. Wer hätte sonst auf eine so niederträchtige Idee verfallen können? Sie sehen, er ist nicht da! Er hat sich aus dem Staube gemacht.“

Indessen redete man Herrn Horn senior von allen Seiten zu; man müsse Spaß verstehen und wenn er auch ein bischen derb wäre, so müsse man ihn eben gelegentlich derb zurückgeben u. s. w. Herr Horn erholte sich auch rasch, und als er endlich sein neues System den Herren doch zeigen konnte, war er bald wieder ganz der Alte.

Es war keine Rede mehr vom nach Hause fahren und bald nach diesem Zwischenfall begaben sich die Herren nun wirklich zur Jagd. Herr Horn und Herr Saegebühl gingen zusammen nach ihrem Stand.

„Ich wette mein Leben, sie sind es Beide gewesen“, sagte Herr Saegebühl.

„Beide? Wer Beide!“

„Lassen und Max.“

„Weshalb?“

„Schon der Streich an und für sich sieht ganz darnach aus. Derselbe Uebermuth, derselbe Frevel spricht aus ihm, wie aus den Studentenstreichen Ihres Sohnes. Dann aber kommen noch die dringendsten Verdachtsmomente hinzu. Sie besinnen sich, daß Fräulein Doris am Sonntag in Doberan war?“

„Ja, was hat das damit zu thun?“

„Ihre Frau Gemahlin hat Lassen durch Fräulein Doris bitten lassen, doch ja Alles zu thun, was in seinen Kräften stände, um zu verhüten, daß Ihnen bei der Jagd ein Unglück widerfahre."

„Ist das wahr?"

„Herr Obermeister, ich stand dabei, als Doris davon sprach. Im Uebrigen brauchen Sie nur Doris oder Ihre Frau Gemahlin zu fragen. Sehen Sie, das ist wahrscheinlich die erste Anregung zu dem Plan gewesen. In ihrem Uebermuth haben sich die jungen Leute gesagt, daß Sie mit einem Besen wohl schwerlich ein Unglück anrichten."

„Ich will sie Beide nicht mehr sehen."

„Hören Sie nur zu, Herr Obermeister, das ist noch nicht Alles. Haben Sie bemerkt, wie Max Sie aufforderte, Ihr Gewehr im Wagen zu lassen, wie Lassen und Max kurz vor Aufbruch zur Jagd aus dem Warmhause verschwanden? Zu dieser Zeit geschah der Coup, oder ich will nicht gesund vor Ihnen stehen. Haben Sie bemerkt, daß Max in dem Augenblick, wo Sie den Besen finden mußten, nirgends zu sehen war?"

„Genug, genug, Herr Aktuar. Oh, man merkt's, Sie sind ein tüchtiger Jurist. Sie wissen die Momente herauszufinden. Die Sache ist klar. Aber nur Geduld, nun komme ich an die Reihe, Herr Aktuar. Nur Geduld, die Burschen sollen sich wundern; ich werde ihnen aufspielen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Ich werde ihnen die Niedertracht und Rohheit schon austreiben."

Dann begann die Hatz wirklich, aber das Wild, auf das es eigentlich ankam, war schon erlegt; todt, mausetodt lag es auf der Strecke und konnte sich nicht mehr rühren. Noch zwei Tage waren es bis Neumond, und Herr Aktuar Saegebühl jubelte schon im Innern: Sieg auf der ganzen Linie! Würde er wirklich siegen?

VIII.

„Geh' nicht zu Fuß, Max", sagte Amtmann Lassen, „Du weißt, wir dürfen jetzt auch die kleinen Mittel nicht verschmähen, um das verlorene Prestige in Dinglingen zurückzuerobern. Laß Dir den Soliman satteln. Er geht ruhig, ist ein kluges Thier und sieht nobel aus."

„Gut. Wo hast Du den Brief."

„Hier. Ich brauche ihn Dir nicht noch einmal besonders zu empfehlen."

Max nahm den Brief und las die Aufschrift: „Herrn Innungs-Obermeister Moritz Horn, Wohlgeboren in Dinglingen" stand darauf.

„Du hast Recht, Alex, wir dürfen auch die kleinen Mittel nicht verschmähen, denn nur zu oft hängt an ihnen Sieg oder Niederlage. Ich bitte Dich also, schreibe Hochwohlgeboren auf den Brief. Ich besinne mich, daß ich von Heidelberg aus sogenannte Brandbriefe an meinen Vater stets mit Hochwohlgeboren adressiren mußte, wenn ich ihnen die gehörige Resonanz in Dinglingen verschaffen wollte, während mir Briefe mit einfachem bescheidenen Wohlgeboren höchstens eine dröhnende Pauke über Sparsamkeit und Ordnung, oft auch gar keine Antwort einbrachten. Ich bitte Dich also, Alex, schreibe Hochwohlgeboren. Der liebe Gott wird es schon vergeben, wenn uns die Welt zur Schmeichelei erzieht."

Alex ging nochmals in das Haus zurück, um den Briefumschlag zu ändern, während Max sich den Soliman satteln ließ. Kurze Zeit darauf saß er stramm und flott im Sattel und ritt über den Hof von Doberan weg, während der Amtmann, eifrig auf ihn einredend, neben ihm her ging.

„Und nun nochmals und zum letzten Mal — Vorsicht, Max! Du weißt, was auf dem Spiele steht. Schlägst Du zu schnell zu, so wird er vielleicht den Burschen von Neuem bestechen, daß er Alles auf sich nimmt und dann selbst nichts von der Sache wissen wollen. Er wird Dir dann auf diese oder eine andere Weise unter der Hand fortschlüpfen und Dich höchstens wie ein Iltis beißen. Deshalb Vorsicht oder es ist Alles verloren."

„Keine Sorge, Alex, keine Sorge!"

Dann ritt er dahin, stolz wie ein Hidalgo.

Als er am Herrenhaus vorbeiritt, schien es ihm, als wenn sich die Gardine eines Fensters bewegt hätte. Als er aber genauer hinsah, war alles ruhig und todt. Kaum hatte er Doberan hinter sich, so ließ er sein Pferd in einen ruhigen Trab fallen und überlegte noch einmal, wie er sein Vorhaben am sichersten und besten durchführen könne. Dabei kam ihm zu Bewußtsein, daß er im Vergleich mit Lassen, der versprochen hatte, während seiner Abwesenheit auf Doberan eine große Recognoscirung vorzunehmen, um zunächst zu erfahren, wieso und weshalb Max in eine so plötzliche und gründliche Ungnade bei Fräulein von Fahlen gefallen war, die bei Weitem schwierigere Aufgabe übernommen hatte. Entgegen dem strengen Ukas seines Vaters ritt er nach Dinglingen, um — sozusagen direkt ins Wespennest hineinzugreifen. Er hatte, so schien es ihm, in Dinglingen nur eine freundliche Stütze und das war seine Mutter, die aber vielmehr selbst Trost von ihm brauchte, als daß sie ihm Hilfe gewähren konnte. Alle Andern betrachteten ihn wie einen Störenfried, wie einen wilden Schößling, der in seinen allzu üppigen Wucherungen den ganzen Garten verunglimpft. Und in dieser Umgebung sollte er einen totalen Umschwung der Stimmung herbeiführen. Das war ein wenig viel verlangt. Ihm stand dabei nichts zur Seite als das Zeugniß des alten Jochen. Wer würde dem glauben? Stand nicht vielmehr zu erwarten, daß man ein solches Zeugniß zurückweisen und als ein gemachtes, ein von ihm selbst und Lassen veranlaßtes bezeichnen würde, das ihnen Beiden aus der Patsche helfen sollte? Dem schneidigen Aktuar, der die Besengeschichte ausgedacht, inszenirt und so meisterhaft verwandt hatte, war das und wohl noch Anderes sicher zuzutrauen. Lassen hatte Recht; das Zeugniß des alten Jochen war nichts als eine Spur, der man nachgehen konnte wie einer Fuchsspur, das aber an sich nichts bewies.

Der schallende Huftritt seines Pferdes weckte ihn aus seinem Nachdenken und belehrte ihn darüber, daß er auf dem sogenannten Pflaster von Dinglingen angekommen war. Bald darauf hielt er vor seines Vaters Hause.

Seine Mutter war die erste, deren er ansichtig wurde. Halb erschrocken, halb erfreut über seine unverhoffte Ankunft lief sie ihm entgegen und rief schon von Weitem:

„Max, bist Du's wirklich? Es ist doch nichts passirt? Du bist doch wohl und munter?"

Er stieg ab und gab das Pferd einem herbeieilenden Burschen. „Bringe das Pferd einstweilen ins Weiße Lamm", sagte er, „ich komme später selbst nach."

„Warum willst Du das Pferd nicht im Hof lassen, Max?" fragte seine Mutter.

„Es ist im „Weißen Lamm" besser aufgehoben, Mutter. Es muß ein wenig Heu und Wasser haben."

Das „Weiße Lamm" war ein kleines Wirthshaus, das, wie Max wohl wußte, den Eltern des jungen Mannes gehörte, der seinen Vater und Herrn Saegebühl nach Doberan gefahren hatte. Er wußte noch nicht, was er dort ausrichten würde, dachte aber, daß es auf keinen Fall schaden könnte, wenn er einmal vorsichtig bei Robert sondiren würde, ob er auch für ihn eine offene Hand habe. Dann wandte er sich lustig zu seiner Mutter und sagte ihr herzlich die Hände schüttelnd:

„Und warum soll ich nicht wohl sein? Sehe ich etwa krank aus, Mutter?"

„Nein, Gott sei Dank, Max, Gott sei ewig Dank, Du bist wie immer, aber —"

„Nun? Was ist das für ein Aber? Hast Du Geheimnisse vor mir, Mutter?"

„Das nicht, Max, aber — der Vater ist zu Hause."

„Den eben suche ich."

„Ach Max", sagte seine Mutter ängstlich, „Du wirst Dich wieder mit ihm zanken, wie das letzte Mal. Du hast Dich auch mit der Dore gezankt, sie hat mir's erzählt. Du zankst Dich mit Allen und ich möchte lieber, Du kämest gar nicht mit ihnen zusammen."

„Nur ruhig, Mutter, ich werde mich mit Niemand mehr zanken und komme vielmehr, um mich vor meiner Abreise nach Heidelberg noch mit Allen zu verständigen."

Seine Mutter sah ihn verwundert an. Er kam ihr trotz seines muntern, frischen Aeußern so sonderbar, so ganz anders als sonst vor.

„Sei nur gut, Mutter, und verlaß Dich auf mich. Du kennst mich doch. Ich versichere Dir, es wird Alles gut. Was Du auch siehst und hörst in der nächsten Zeit," fügte er etwas leiser hinzu, „ängstige Dich nicht. Hier ist ein Brief von Vetter Lassen an den Vater. Der Vater hat ihm sehr weh gethan. Siehe zu, daß er ihn liest, bevor ich ihn spreche. Es wird mir

viel helfen, ihn zu besänftigen, wenn er ihn sofort liest. Willst Du ihm den Brief geben, Mutter?"

„Gieb her, Max. Er soll ihn sofort haben. Geh so lange zur Dore. Ich rufe Dich dann."

Sie waren mittlerweile in den Hausflur getreten und Max sprang mit wenigen gelenken Sätzen die wohlbekannte Treppe hinauf und ging an seinem ehemaligen Zimmer vorbei, nach dem seiner Schwester, wo er leise, zärtlich und bescheiden anklopfte.

„Herein", klang es ahnungslos, aber die Stimme wurde um ein Beträchtliches erstaunter und gedehnter, als der Bruder wirklich eintrat und Fräulein Doris sagte: „Ach, Du bist's!"

„Wenn Du nichts dagegen hast, Doris, möchte ich's allerdings noch ein Weilchen selbst sein. Ich störe Dich doch nicht etwa? Was thust Du denn da?"

„Ich zeichne meine Wäsche, und da ich jetzt selbstverständlich alle Hände voll zu thun habe, so wirst Du begreifen, wenn ich mich nicht sonderlich um Dich kümmern kann. Uebrigens, Max, es gehört eine gewisse Kühnheit dazu, nach all' dem noch hierher zu kommen. Ich glaubte Dich schon auf dem Wege nach Heidelberg."

„Aber, beste Doris, ich wollte Dir doch erst meine herzlichste Gratulation abstatten, um so mehr, als Du nach unserem letzten Rencontre vielleicht hättest annehmen können, daß ich auf meinen zukünftigen Schwager nicht gut zu sprechen wäre."

„Erlaube 'mal, es wäre doch sehr curios, wenn ich nach Deinen Aeußerungen, die Du damals über Adolar machtest, etwas Anderes annehmen sollte."

„Uebereilung, Doris, nichts als Uebereilung, wie das ja wohl gelegentlich Jedem passirt. Ich mache Dir aufrichtig mein Kompliment über Deine Wahl, Doris, und wünsche Euch allen Segen."

Ueberrascht hielt die junge Dame im Sticken inne und sah ihrem Bruder ins Gesicht. Sie dachte jedenfalls, er hätte sich einen unverschämten Spaß erlaubt, sah aber, daß seine Züge die größte Ernsthaftigkeit ausdrückten. Mit großer Ruhe und Unbefangenheit fuhr er fort:

„Mein Gott, ich war in der Hitze und begreife gar nicht, wie Du da jedes Wort auf die Goldwaage legen kannst. Du weißt doch, daß ich und Adolar alte Schulkameraden und Dutzbrüder sind, woher sollte denn da in aller Welt irgend welche Gehässigkeit kommen?"

„Ja, das weiß ich auch nicht."

„Na, also! Ich hatte sogar vor, zu ihm hinzugehen, um ihm persönlich meine Gratulation zu machen, wenn Du aber so voreingenommen gegen mich bist, so ist er's vielleicht noch viel mehr. Du hast ihm am Ende wohl gar meine übereilten Aeußerungen mitgetheilt?"

„Nein, nein," erwiderte seine Schwester lebhaft, „geh' nur zu ihm hin. Er wird sich freuen."

„Du hast ihm nichts gesagt?"

„Mein Gott, ich habe ihm in allgemeinen Umrissen mitgetheilt, daß ich eigentlich erst durch Deinen Widerspruch mir meiner Liebe zu ihm bewußt geworden wäre. Er hätte eigentlich also Ursache, Dir dankbar zu sein."

Wie richtig Lassen geurtheilt hatte! Die Liebe Doris zu Saegebühl war wirklich nur eine Art Trotz gegen ihren Bruder!

„Lassen hat mir sogar auch eine Karte für ihn mitgegeben," fuhr Max mit größter Harmlosigkeit fort, indem er sich nahe zu ihr hinbeugte, um ihre feine Arbeit zu beobachten.

„Alex? Nun wahrhaftig, das wundert mich. Aber nicht wahr, Max," sagte Fräulein Doris plötzlich mit erregter Lebhaftigkeit und ihn begierig ansehend, „er hat es gewiß furchtbar übel genommen?"

„Was stickst Du denn da?" fragte er, die Zeichen mit größtem Interesse betrachtend, als ob es sich um eine alte bedeutende Handschrift gehandelt hätte.

„Sag' doch, Max, er war wohl tüchtig zornig, als er es erfuhr, wie? Er hat gewiß recht auf mich raisonnirt. Hat er nicht gesagt, ich sei lieblos, herzlos, kokett und dergleichen? Was sagte er denn?"

„Das sieht doch beinahe aus wie ein S", fuhr der Bruder fort, mit verstockter Aufmerksamkeit die Wäschezeichen betrachtend.

„Ei nun ja", sagte Fräulein Doris ungeduldig, „ein S oder sonst was. Was sagte er denn, Max?"

„Und das ist ein D, das sieht man klar."

„Herr meines Lebens, sollte man doch meinen, Du wärest wieder ein Abc-Schütze geworden. D. S. Doris Saegebühl, heißt es. Ich wollte mir einen Stempel machen lassen mit: Frau Aktuar Doris Saegebühl. Aber Adolar sagte, ich solle doch damit warten, bis er avancirt sein würde. Das sehe dann besser aus. So! Nun weißt Du die ganze Pastete. Nun erzähl' aber auch, was Alex sagte, als er meine Verlobung erfuhr."

„Von Weiten sieht das S. beinahe aus wie ein L."

Jetzt wurde aber Fräulein Doris ernstlich böse. Sie warf mit einer heftigen Bewegung den ganzen Stickkram bei Seite und sagte:

„Ei so mag's meinethalben ein ß sein. Max, ich will wissen, was Vetter Lassen gesagt hat."

Fräulein Doris hatte keine Idee davon, daß sie das Opfer einer — Recognoscirung sei, sonst würde sie wohl behutsamer gewesen sein.

Max stand auf. Er schien plötzlich sehr ernst geworden zu sein, trat langsam an's Fenster und schaute ruhig, fast theilnahmslos hinaus. Dann sagte er nach einer auffallenden Pause halblaut und jedes Wort betonend:

„Doris, — Du hast ihm sehr weh gethan."

Fräulein Doris schien zu einer heftigen Rede ausholen zu wollen, als plötzlich ihre Mutter in's Zimmer trat und dem Gespräch ein Ende machte.

„Max", sagte Frau Horn, „der Vater hat den Brief von Vetter Lassen gelesen."

„Nun, und was sagte er dazu?" fragte ihr Sohn begierig, als ob auch ihm nicht daran gelegen gewesen wäre, das verfängliche Gespräch mit seiner Schwester fortzusetzen.

„Er sagte, es sei ein sehr respektvoller und eines jungen verständigen Mannes sehr würdiger Brief, und er sei erfreut darüber. Ueberzeugt habe er ihn aber nicht. Wenn er Euch Beide wirklich für unschuldig halten solle, so müßte er den Beweis haben, wer den Besen in das Futteral prakticirt habe."

„Komm Mutter, wir wollen mit mir reden. Auf dieser Basis läßt sich unterhandeln, komm."

Im Begriff, das Zimmer seiner Schwester zu verlassen, hörte er, wie diese laut und aufgeregt rief:

„Max!"

„Doris?" fragte er zurück und wartete ziemlich demonstrativ, daß diese sich äußern solle.

„Wolltest Du noch etwas sagen, Doris?" fragte er nochmals langsam und deutlich, als seine Schwester schwieg und verlegen mit ihrer Wäsche hantirte.

„Ich — ich wollte Dich bitten, doch noch einmal heraufzukommen, ehe Du wieder fortreitest."

„Aber, liebe Doris, ich habe so wenig Zeit. Du weißt doch, daß der Vater jetzt sehr streng mit mir ist. Ich muß unbedingt mit dem letzten Zug heute Abend nach Heidelberg und ich habe noch nichts gepackt."

„Ei was, auf zwei Minuten wird's nicht ankommen."

„Gewiß nicht, aber versprechen kann ich nichts."

Damit ging er fort, in der festen Absicht, bis auf Weiteres jedes Alleinsein mit seiner Schwester zu vermeiden, weil er der Ansicht war, daß nur ein kleiner Zug ein halbverlöschtes Feuer anfache, ein starker Wind es aber ausblase.

Als er bei seinem Vater eintrat, hielt es dieser seiner Würde und der Situation entsprechend, die gewaltige Denkerstirn in düstere Falten zu legen.

„Hm, Max", begann er, offenbar zu einer längeren Rede ausholend, „ich muß mich sehr wundern, Dich trotz meines Briefes an Dich noch hier zu sehen, da ich durchaus nicht erwartet hätte, meinen Anordnungen in Bezug auf Dich nachlässig begegnet zu sehen".

„Lieber Vater", unterbrach ihn der junge Mann, „es ist davon durchaus nicht die Rede. Ich bin sozusagen schon auf dem Sprunge, nach Heidelberg abzureisen und werde jedenfalls heute oder morgen abreisen, wenn Du mich nicht ausdrücklich veranlassest, meine Abreise aufzuschieben. Selbstverständlich konnte ich aber nicht fortgehen, ohne persönlich gegen den Verdacht Verwahrung einzulegen, in dem Du mich und Vetter Alex hast."

„Nun, ich glaube gern, daß Euch Beiden jetzt der Streich, den Ihr mir gespielt habt, leid thut, wenn Du aber denkst, daß Du ihn durch eine, wenn auch noch so gewichtige Betheuerung von Dir abschütteln kannst, so irrst Du Dich gewaltig. Es ist zu sehr Deine Heidelberger Schule, die daraus

spricht, als daß man nicht von Deiner Mitwirkung überzeugt sein sollte."

„Aber —"

„Thu' mir den Gefallen, Max, und laß die ebenso nutzlosen wie thörichten Redensarten. So lange Du mir nicht klar beweisen kannst, daß Du unschuldig daran bist, wird mich nichts davon überzeugen", sagte Herr Horn mit einer unerschütterlichen Grandezza.

Max zuckte in einer rührenden Hilflosigkeit die Achseln und sagte dann mit einer Geschmeidigkeit, die selbst seinem Vater neu und überraschend war:

„Ich muß mir das gefallen lassen. Du wirst doch einsehen, Vater, daß ich darauf verzichten muß, irgend etwas zu ermitteln, was mich entlasten könnte."

„Es ist gar nicht nöthig, irgend etwas zu ermitteln, was so klar vorliegt", entgegnete sein Vater mit überlegener Ruhe.

„Ich muß mir auch gefallen lassen", fuhr Max unbeirrt, wie mit einem festen Ziel vor Augen, fort, „daß Du mich in einer Weise von Doberan fortschickst, daß man glauben könnte, ich habe gestohlen oder Gott weiß was Schändliches verübt."

„Warum nicht gar."

„Ich glaube Dir schon, daß Du daran nicht gedacht und das nicht beabsichtigt hast, aber das schützt mich nicht vor einer üblen Nachrede. Daß eine solche nicht ausbleiben kann, liegt auf der Hand, denn man wechselt heutzutage seinen Aufenthalt nicht wie man etwa Schuhe oder Strümpfe wechselt."

Frau Horn hatte bisher still zugehört und kein Auge von ihrem Strickstrumpf verwandt. Hier konnte sie sich aber nicht enthalten, dazwischen zu werfen:

„Max hat Recht, Hörnchen, und ich sollte doch auch meinen, daß es auf ein paar Tage früher oder später nicht ankäme. Es sieht doch nicht gut aus, so plötzlich von Doberan fortzulaufen."

Das „Hörnchen" empörte den gewaltigen Mann, als wenn ihm die ärgste Beleidigung ins Gesicht geschleudert worden wäre. Indessen bewahrte er mit vieler Würde seine äußere Ruhe; nur an seiner Stimme hörte Max, daß die Mutter ihm diesmal besser gedient haben würde, wenn sie geschwiegen hätte.

„Hm — wenn man glaubt, daß ich mich von den scheinheiligen Armensündermienen und von der reuigen Gefügigkeit in meinem Willen bestechen lasse und in einen längeren Aufenthalt auf Doberan willige, so irrt man sich sehr. Ich durchschaue das Manöver wohl. Man hat eingesehen, daß man mit dem Kopf nicht durch die Wand kommt, und nun will man um die Wand herumgehen. Du siehst, Max, Deine Schlauheit ist vergebens, mir gegenüber jedenfalls vergebens. Es bleibt ein für alle Mal bei dem, was ich geschrieben habe."

„Aber" — fuhr Frau Horn entrüstet auf. Indessen Max hielt es für gut, sie mit einem Blick verstummen zu lassen, indem er sie gleichzeitig unterbrach.

(Fortsetzung folgt).

Nausikaa.

Skizze von E. Bely.

(Nachdruck verboten.)

In graugrünen Duft gehüllt ist die ganze Insel — Korfus Millionen Oelbäume mit ihren knorrigen Stämmen, ihren bizarr gebogenen Aesten, die schlangengleich sich durch die Luft winden, bedingen diesen Ton. Und darüber ragen die schroffen Felsen, blaut der blauește Himmel, und am Gestade zischt, braust, brandet die grünblaue See mit weißen Wogenkämmern. Hohe Berge wechseln mit anmuthigen Thälern, Rosenhecken blühen und duften, der Eukalyptos wächst hoch und die Orangen schimmern goldig, Bäche durchziehen das Eiland, hier und da taucht ein Dörfchen mit Kirche und freistehendem Glockenthum auf, andere hängen gleich schimmernden Nestern an den steilen Felsenwänden und die Pfade zu ihnen sind mühsam zu erklimmen.

Schwarzgrüne Cypressen weisen feierlich in die Luft, — der graue Thurm der Citadelle steht trotzig da, die freundlichen Häuser der Stadt laufen in graden und krummen Gassen dahin und das gelbe Schloß erhebt sich anspruchslos in ihrer Mitte.

Im Hafen liegen heimische und fremde Schiffe, an der Marina sitzen vor den Weinhäusern und Cafés Eingeborene und und Zugereiste, und trinken den feurigen Korfu-Wein. —

An einem Holztische, dessen grüner Anstrich mit der Zeit sehr mangelhaft geworden ist, haben zwei Deutsche Platz genommen — der eine hat sich erst mit Sicherheit niedergelassen, nachdem er den dritten Stuhl probirt hat. Er ist klein und zierlich von Gestalt, hat dunkle Augen, einen winzigen Bart, ein nervöses Wesen. Er hat in einer Stadt an der Oder sein Referendarexamen gemacht und erholt sich von der Strapaze nun auf Reisen; er will Land und Leute sehen, ehe er sich in Bürde seiner jungen Würde und in die Arbeit — dieses Wort begleitet er stets mit einem Seufzer — stürzt.

Er trinkt schnell ein Glas des blau-rothen Weines und beugt sich dann eifrig über sein umfangreiches Notizbuch. Sein Gefährte, ein blonder, breitschultriger Mann, schaut übers Meer, auf die Linien der Berge, auf die Menschen ringsum. Er hat ein Lächeln um seinen Mund, wie er jenem zusieht.

„Ah — die Arbeit —" sagt der, sich jetzt aufrichtend und den Bleistift neben sich legend.

„Erlauben Sie, welche?"

„Das Aufzeichnen der Reiseeindrücke. Sehn Sie, wenn man die nicht gleich fixirt, nicht unmittelbar — dann —" er lächelt selbstbewußt und quält die Spitzen seines Bärtchens „ich habe nämlich die Absicht, mein Reisetagebuch später drucken zu lassen — Selbstverlag natürlich, sozusagen erst für die Verwandten und Freunde, — und dann, wenn man Glück hat, wenn es gefällt, schließt das ja weitre Schichten, breitre Massen nicht aus —"

Der Blonde nickt.

„Also, unter die Schriftsteller wollen Sie auch gehen, Herr Referendar?"

„Ich bin es eigentlich seit meinen Schuljahren, — ich hatte immer die besten Aufsätze — immer —"

„Sehr schön, sehr schön!" sagt der andre mit seinem leisen, wohlwollenden Lächeln. „Und dürfte man fragen," er deutet nach dem Buch hinüber, „welche Eindrücke Sie in dieser letzten Viertelstunde fixirt haben? — mich interessirt das, Herr von Winterdelf!"

Sie haben sich auf dem Schiffe vorgestellt, der Andre hat seinen schlichten, bürgerlichen Namen etwas unverständlich gesprochen.

Mit einer höflichen Bewegung schlägt Herr von Winterdelf sein Buch auf und liest:

„Und wieder ward aus Abend und Morgen ein Tag — wir waren an den Inseln vorübergeglitten, welche die klangvollsten Namen haben, wir hatten die Höhen von Ithaka aufragen sehen und dabei selbstverständlich an Frau Penelope und ihre Freier und den irrfahrenden Odysseus, wie an den göttlichen Sauhirten gedacht und dann landeten wir an der Phäakeninsel, dem alten Scheria — Kerkyra — heute Korfu. Natürlich streiten — wie immer — die Gelehrten, ob hier nun wirklich das Reich des Alkinoos war, ob an diesem Strande Nausikaa, die liebliche Königstochter, den Fremdling fand und ob sie dann trauernd ihm nachblickte, als er abfuhr zur webenden, inzwischen alt gewordenen Frau Penelope. Na, wir wollen's glauben, denn heute noch ist Korfu ein Land, wo Oel und Wein fließt und die Bevölkerung sich des Daseins freut und behaglich sich in der Sonne wärmt, die über Gerechte und Ungerechte scheint."

Eine Verbeugung. „Sie haben eine sehr rasche Auffassung, Herr Referendar."

„Das lernt sich, das wird eigentlich handwerksmäßig —"

„Im Schriftstellerberuf," ergänzt sein Gefährte und hebt sein Glas.

„Wissen Sie," ruft Herr von Winterdelf und seine dunkeln Augen leuchten, „nun wünsch ich mir auf dieser göttlichen Phäakeninsel noch ein echtes und rechtes Abenteuer. Man braucht doch Stoff für sein Buch — man muß etwas erleben." Er richtet seine kleine Gestalt in die Höhe. „Das giebt erst Farbe —"

„Dann kommen Sie! Machen wir einen Ausflug. Ich war vor ein paar Jahren hier und werde ein ganz guter Führer sein können."

Der kleine Herr steckt sein Notizbuch ein, legt den rothen Baedecker auf den braunen Meyer, und deutet dann mit strahlenden Blicken auf einen dritten Band.

„Der Homer — der Homer!"

„Ah!"

Der Blonde geht mit seinem Begleiter, bis sie einen Wagen finden und wird schnell mit dem Lenker desselben einig in einem Gemisch von Italienisch. „Noch von der venezianischen Herrschaft," sagt er, „davon ist viel hängen geblieben."

So rollen sie miteinander dahin, an der Festung vorüber, durch die Vorstadt Kastrades, bald ist der Blick auf's blauende Meer da, bald sind sie im Oelwald, sie sehen das königliche Kasino, im üppigsten Garten der Welt, ein Dörfchen, Orangenhaine, einzelne Häuser, ein Kirchlein — der Kutscher macht auf Alles aufmerksam und sie beobachten die Landbevölkerung in Thätigkeit, Männer und Frauen unter den Olivenbäumen, meistens ein Eselein neben ihnen, das die Geräthschaften getragen hat.

„Schreiben Sie, Herr Referendar!" sagt der blonde Mann und läßt den Wagen halten, als sie einer malerischen Gruppe sehr nahe sind.

Und flugs wird in das Buch eingetragen:

„Die Leute von Korfu haben fast alle regelmäßige Züge, gerade Nasen, dunkele Augen, leicht gebräunten Teint und eine freie ungezwungene Haltung. Die Frauen lieben bunte Farben, tragen Mieder, in die sie Tücher, faltenreich über der Brust zusammengenommen, schieben, und haben eine eigenthümliche Haartracht. Sie wickeln die Zöpfe um Rollen, die sie wie Kränze schief um den Kopf legen und darüber befestigen sie noch ein schleierartiges Tuch."

„Al Canone!" sagt der Mann vom Bock herüber.

Sie stiegen aus. Da ist wieder eine halbmondförmige Bucht, da springen wieder schaumgekrönte Wellen ans Ufer und auf der kleinen Insel, die wie von der Hand eines spielenden Riesen in's Wasser geschleudert erscheint, steht ein von Cypressen umgebenes Kloster, und eben klingt durch das Rauschen der Wellen der leise Ton einer Glocke herüber.

„Die Bucht von Kalikiopolu!" sagt der Große. „Und die Insel Pondikonissi."

„Ah!" Herr von Winterdelf öffnet seine Reisebücher. „Dann müssen wir also an der Stelle stehen, wo man die Lage der Phäakenstadt annimmt. Das ist ja herrlich. Warten Sie einmal — diese Insel ist somit also das Schiff des Odysseus, wollte sagen der Phäaken, welches ihn nach Ithaka gebracht hatte und bei der Rückkehr zu Stein verwandelt wurde! Und in seinem Homer blätterd, findet er die vorher bezeichnete Stelle:

„. . . und bald kam nahe dem Ufer das schnelle,
meerdurchgleitende Schiff. Da nahte sich Poseidon,
schlug es mit flacher Hand und siehe! plötzlich versteinert
wurzelt es fest am Boden des Meeres. . . ."

„Was? So'n klassisches Citat auf klassischem Boden — das macht sich?"

Der Kutscher bekommt eine Weisung, landeinwärts zu fahren und bei einem Withshause zu warten; dann winkt der Große dem Bootsmann, der am Strand hockt, einen Zigarrenstummel, welcher nicht brennt, zwischen den Zähnen haltend.

„Es ist Ihnen doch recht, wenn wir übersetzen nach Kressida?"

„Alles ist mir recht," sagt der Referendar und belehrt sich mit Eifer laut aus dem Reisebuch, daß der Fluß, der sich bei diesem Dörfchen ergießt, der sein soll, an welchem die lilienarmige Königstochter mit ihren Gespielinnen das köstliche Hochzeitslinnen wusch.

„Da, da!" schreit er plötzlich auf und faßt den Arm des Gefährten, das Boot geräth fast ins Schwanken, der alte Mann in der zerrissenen Jacke wendet ihm das gebräunte, faltenreiche Gesicht zu. „Da, da — seh'n Sie doch — das ist ja geradezu zauberhaft, herrlich —"

Am Rande des Flüßchens kniet ein Mädchen in der Tracht der Korfiotinnen, die Aermel sind in die Höhe gestreift, sie zieht ein Wäschestück durch das Wasser und legt es dann, es mit Steinen beschwerend, zum Trocknen an dem Rande nieder, greift nach einem neuen in dem neben ihr stehenden Korbe und wiederholt dasselbe.

„Entzückend —!" ruft der Referendar und springt mit Hilfe des Alten ans Land.

So schnell er kann ist der kleine Mensch auf das knieende Mädchen zugeeilt, steht dann vor ihr, sie verzückt betrachtend.

Sie trägt einen dunkeln Rock und ein schwarzes Mieder, über dem das Hemd sichtbar wird, ein buntes Tuch schlingt sich über den Nacken — unter dem Kinn ist der bräunliche Hals weit frei gelassen. Ihre Augen sind groß und flammend, kühn gezogene Brauen wölben sich über ihnen, der Mund ist schwellend und dunkelroth. In den Ohren trägt sie ein paar große, silberne Ringe, das eigenartige Kopfbund umwinden die schwarzen Haare, ein weißes Tuch hängt vom Hinterhaupt herab.

„Nausikaa! Nausikaa!" murmelt der Referendar.

Sie richtet die großen Augen auf ihn, ganz langsam, prüfend gleitet ihr Blick an ihm hinunter.

„Hier — an dieser Stätte — das ist — ich habe keine Worte —"

„So schreiben Sie, Herr Referendar!"

„Ach, und nun gerade, wo ich Sie fragen möchte so armselig, der Sprache nicht mächtig, dazustehen. — Ist dieser Wuchs nicht wirklich königlich? Diese Haltung bei der Arbeit, die in unserer Heimath so etwas Erniedrigendes hat — Nausikaa!" das sagt er lauter, an das Mädchrn sich wendend. Sie beachtet den Zuruf nicht, sie mißt jetzt seinen Begleiter mit dem gleichen, prüfenden Blicke.

„Augenscheinlich," sagt der mit seinem gewohnten Lächeln, „ist der Name der Phäakentochter nicht mehr in den Kirchenbüchern der Insel zu finden — sie würde sonst wohl den stolzen Kopf schütteln."

„Dreimal selig Dein Vater und Deine treffliche Mutter", deklamirt Herr von Winterdelf aus seinem Homer. Und dann faßt er wieder den Arm des Begleiters. „So haben Sie doch Mitleid — versuchen Sie's einmal mit Ihrem Italienisch."

Sich verbeugend, richtet der Andere ein paar Worte an die junge Wäscherin, sie schüttelt aber langsam den Kopf. „Nur das Neugriechische könnte Ihnen hier zu einem Abenteuer verhelfen, Herr Referendar — ich rathe Ihnen, auf Korfu Studien zu machen, zum Besten der Schönen von Kressida."

Die kleinen braunen Hände haben das letzte Wäschestück durch die klaren Wellen des Flüßchens gezogen, nun steht das Mädchen auf, rückt den Kopfputz zurecht und schickt sich an, den Korb emporzuheben.

„O nicht doch!" ruft der Referendar beschwörend.

Da zuckt es um ihre rothen Lippen und sie streckt die Hand gegen ihn aus.

„Was mag sie wollen?" flüstert Herr von Winterdelf, dann legt er seine Rechte aufs Herz, zieht unter den anderen Büchern den Homer hervor und drückt ihn in ihre Hand. Sie sieht ihn erstaunt an, wiegt den Kopf hin und her, spricht ein paar Worte, schleudert das Buch auf die nasse Wäsche und geht.

„Wir müssen ihr folgen!" meint der kleine Herr, „unmöglich kann mein Abenteuer hiermit enden — wir müssen Erkundigungen einziehen."

„Nicolides, der Tavernenwirth, bei welchem uns unser Wagen erwarten soll, kennt und weiß Alles, den fragen wir über die Wäscherin von Kressida."

„Und inzwischen ist sie verschwunden," hastet der Referendar. „Seh'n Sie — drüben tritt sie über die Schwelle —"

„Odysseus durfte der lilienarmigen Prinzessin Nausikaa auch nicht folgen!"

„Wirklich, wirklich," betheuert der junge Mann, „dies Mädchen wäre werth, daß man eine Zeitlang hier Hütten baute — ich bin vom Scheitel bis zur Sohle in sie verliebt. Wenn ich nur wüßte, was sie gesagt hat."

Fünf Minuten später sitzen sie auf der ungehobelten Bank vor der Weinschenke des Nicolides. Ueber ihnen, an der weißgetünchten Wand, ist ein Heiliger al Fresko zu sehen, vor dessen Füßen ein bockslederner Weinschlauch gerollt ist — ein nordischer Maler hat sich diesen Scherz einmal erlaubt. Seitwärts ist ein Esel angebunden, der traurig den Kopf gesenkt hat. Ein paar Knaben liegen in dem Staub des Fahrweges und schlagen mit den Armen und Beinen in die Luft und jauchzen aus hellen Kehlen. Die Luft ist wunderbar klar und würzig; im kleinen Hause hört man eine Frauenstimme leise singen, es ist eine eintönige, fast schwermüthige Weise.

Der geschmeidige Grieche, der fünf Sprachen spricht, bringt ihnen den heimischen Wein und schlägt ihn, indem er mit einem Augenaufschlag zu dem gemalten Heiligen die Hand auf's Herz legt, „theurer, schlechter Zeiten wegen — Herr, nichts ist gerathen, kein Oel und kein Wein — das heißt, sie sind gut, vortrefflich, aber wenig, sehr wenig" — um eine halbe Drachme auf.

„Nicolides, da wusch ein Mädchen am Strande?! fragte der Blonde in englischer Sprache. „Schön, groß, jung."

„Excellenza, die Korfiotinnen sind die schönsten Frauen der Erde," antwortet der Insulaner.

„Gewiß. Und Kressida beherbergt die allerschönsten. Gebt unserm Kutscher Wein, gebt uns noch eine Flasche — und denkt mal nach, was Ihr über die wißt, welche dort drüben — wahrhaftig — da eben auf die Schwelle tritt und die Hand über die Augen legt und nach hier blickt —"

„Das ist die Zoë Xanthos, Herr!" Dann eilt er hinein, kommt zurück, stellt die Flasche auf, reicht dem Kutscher eine andere und Wasser und ein Glas.

Der Referendar steht auf, um sich in seiner ganzen Figur bemerklich zu machen, er zerrt in fieberhafter Erregung seinen Schnurrbart.

Der Blonde füllt die Gläser halb, spült sie mit dem Wein und gießt die rothen Tropfen zur Erde. „Eine Libation den Göttern des Phäakenlandes," sagt er und dann: „Nicolides, nun sprecht."

Der Wirth blinzelt. „Zoë — die Zoë, Herr, sagt ich's nicht schon?" Und dann zuckt er die Achseln.

„Ich will annehmen," lächelt der Fremde, „daß Eure Phäakenjünglinge diese holde Inselblume zwar verehren und begehren, daß sie aber noch wie Nausikaa die Qual der Wahl hat." Und er nickt dem Referendar zu. „Wer ist ihr Vater und ihre treffliche Mutter?"

Wieder das Achselzucken.

„Die Zoë, Herr — nun, um die giebt's sicher kein Geraufe. Magd ist sie dort im Hause, vor dem sie steht. Und ihr Vater, der Aristides, ist fort, lebenslänglich in Zwangsarbeit — weil —"

Er unterbricht sich, denn der junge Herr hat sich mit einem hörbaren Ruck auf die krachende Bank fallen lassen —

„Weil?"

„Weil er seine Frau, die Polyxene, aus Eifersucht erschossen hat."

„O Himmel!"

Das schöne Mädchen ist langsam auf das Wirthshaus zugekommen, jenseits der Straße bleibt sie stehen und winkt Nicolides herüber. Sie hält den Homer in den Händen und giebt ihn dem Wirthe, dann wendet sie sich ab und geht, stolz aufgerichtet, zurück.

„Das sollt Ihr wiedernehmen, Herr, will die Zoë. Sie mag das nicht, es kann ein Zauberbuch sein — das kann Niemand wissen, meint sie —"

Herr von Winterdelf senkt den Kopf und seufzt, trinkt, blickt zum blauen Himmel hinan, nach dem Hause hinüber, in welchem das Mädchen verschwand.

„Ein Abenteuer war's doch," flüstert der Andere.

„Was sie nur wohl gesagt haben mag — es schien, als spräche sie direkt auf mich ein, die Arme!"

„Vielleicht: Lebewohl o Fremdling, bleib in der Heimath auch meiner eingedenk — wie Nausikaa sprach —"

„Sie scherzen."

„Nicolides, was sagte Zoë?"

„Wenn der fremde — Herr, es war ein respektloser Ausdruck und Ihr müßt mir verzeihen," er sieht dabei ganz auffällig nach dem melancholischen Eselein hinüber — „den sie um Geld ansprach, ihr weiter nichts geben wollte, damit könne er zum Teufel fahren. Sie habe erst gemeint, es läge wohl ein Schein darin — ja, die Zoë, Herr, die ist mal so."

Sie steigen ein, rollen durch die Olivenwälder hin, sind lange schweigsam. Der weiche, milde Abend zieht herauf, das Duften ist noch stärker.

„Sie — mein Herr — Sie citiren den Homer so wörtlich?" fragt plötzlich der Referendar.

„Einen alten Kollegen —"

„Sie sind — Ihr Name?"

Er wird genannt.

Roth und blaß sinkt der kleine Herr in die Kissen zurück.

„Der berühmte Schriftsteller? und ich — ich habe Ihnen da meine Aufzeichnungen —"

„Lassen Sie nur, es war mir ein Vergnügen — die Episode „Nausikaa" war hübsch — Stoff für uns Beide, wie?"

Und diesmal antwortete ihm nur ein tiefer Seufzer.

Rabe und Krähe

in Mythe und Sage des deutschen Volkes.

Von Josef Findenigg.

Weil der schwarze Rab' so klug,
Merkt des klügsten Jägers Trug:
Spricht der Jäger, den er neckt,
Daß in ihm der Teufel steckt.
Könnte wohl auch ein Engel sein,
Wenn nur ein Engel so schwarz könnt' sein.

Rückert.

Raben und Krähen sind so recht die Charaktervögel des rauhen nordischen Winters: Wenn schon längst der letzte Sänger aus der unwirthlich gewordenen Heimath hin nach dem sonnigen Süd gezogen, die Winterstürme durch die verschneiten Fluren brausen und jeglich Gethier sich fröstelnd vor den Unbilden der Witterung in seine verborgensten Schlupfwinkel zurückgezogen, da scheint erst so recht ihre Zeit gekommen zu sein: Ihr mißtönendes Gekrächze schallt durch dichten winterlichen Nebel, wenn jeder andere Laut in der Natur erstorben zu sein scheint, zu Hauf treibt sich die dunkle Gesellschaft auf den in blendendem Weiß schimmernden und glitzernden Schneefeldern herum, fällt gruppenweise in den Dorfgassen ein, umlagert die Gehöfte und ist hier zufällig eine Hausflur, ein Stall- oder Scheunenthor offen, kann man sicher sein, in Bälde einen oder den anderen Schwarzrock in demselben erscheinen zu sehen, mit scharfem Blick des Ortes Gelegenheit zu seinem Zweck, — leider freilich meist Diebstahl oder Raub, — ausspähend. Wohl stellen sich nebst ihnen, von der Zeiten Noth getrieben, auch andere gefiederte Gäste ein, des Menschen Gastfreundschaft zu erbitten, aber sie alle verschwinden mehr oder weniger vor dem völlig das Feld beherrschenden Rabengeschlechte. Ebenso auffallend durch ihre Größe und das düstere Kleid, als durch hohe Intelligenz ausgezeichnet, — überbieten sie doch nicht selten selbst den „Herrn der Schöpfung" an List und Klugheit — konnte es auch nicht fehlen, daß Rabe und Krähe schon frühzeitig zu einem Ansehen gelangten, dessen sich selbst der „König der Lüfte," der Adler nicht rühmen kann.

Von unseren heidnischen Vorfahren dem Gott der Schlachten und Stürme Wuotan (Odin) geweiht, heißt es vom Raben schon in der Edda: „Zwei Raben sitzen auf seinen Schultern und sagen ihm ins Ohr alle Zeitung, die sie hören und sehen. Sie heißen Hugin (der Gedanke), und Munin (die Erinnerung); er sendet sie Morgens aus, alle Welten zu umfliegen und Mittags kehren sie zurück und so wird er manche Zeitung gewahr, die Menschen nennen ihn darum Rabengott, davon wird gesagt:

Hugin und Munin müssen jeden Tag
über die Erde fliegen;
Ich fürchte, daß Hugin nicht nach Hause kehrt,
noch sorg ich sehr für Munin.

Es ist geradezu selbstverständlich, wenn man in der weiteren Entwicklung dieses Gedankens, den Raben auch die Gabe der Weissagung zuschrieb, besonders dort, wo es sich um Kampf und Sieg handelte. Glückverheißend war es, wenn Wahlvaters Vögel dem ausziehenden Helden voranzogen, — entgegenfliegend, oder von der Linken zur Rechten den Weg kreuzend, deuteten sie

auf Unglück. Das Gleiche galt auch von der Richtung, aus welcher ihr Geschrei gehört wurde:

> Manche sind gut, wenn Menschen sie wüßten,
> Angänge beim Schwerterschwingen;
> gut dünkt mich zunächst des nachtschwarzen Raben
> Geleit dem Lenker der Schlachten —,

lehrt das edd'sche Sigurdlied, ein Glaube, der sich übrigens weit in die christliche Zeit hinein erhielt.

Am Abend vor der Ungarnschlacht am Lechfelde ließ sich eine Rabe auf das Zelt Otto des Großen nieder und verharrte dort bis zum dämmernden Morgen: „Darob, wie die Chronik berichtet, unter den deutschen Heerführern große Freude war, sie wußten nun, daß Gott ihnen den Sieg beschieden.“ Und ganz Aehnliches erzählt der kärntnerische Chronist Abt Johann von Viktring bezüglich der Schlacht am Marchfelde: „. . . . . . . zwei Raben seien bei Beginn der Schlacht hart über die Häupter des Schlachthaufens, wo Kaiser Rudolf mit dem Reichsbanner stand, hinweg gegen das Böhmenheer zu geflogen, also habe er von Augenzeugen gehört.“ Im Laufe der Zeit ist allerdings aus den Raben ein Adler geworden, aber ganz in Verkennung der alten zu Grunde liegenden Mythe.

Allvaters vorwissende Vögel begrüßen freudig die Geburt des Helden, wie dies im Helgiliede gesungen wird:

> Rabe sprach zum Raben (auf ragendem Bau
> saß er ohne Atzung): „Ich weiß etwas.
> Es steht der Sohn Sigmunds in der Brünne,
> einen Tag alt; unser Tag bricht an.
> Er schärft die Augen nach Kriegersitte,
> der Wölfe Freund: freuen wir uns!“

Ein Rabe ist es aber auch, der später für den meuchlings Erschlagenen um Rache schreit:

> Gesunken war Sigurd südlich am Rhein
> von hoher Heister schrie heiser ein Rabe:
> „In Euch wird Atli die Schwertecken röthen
> Eure Eide überwinden Euch Mörder!“

Wir erinnern uns hierbei an die Raben des hl. Meinrad, welche der Legende zu Folge den an dem Einsiedler zu Schwytz verübten Mord bis nach Zürich melden, wo die beiden Mörder in einer Schenke zechend ergriffen und der wohlverdienten Strafe zugeführt werden.

Wenn auch in der älteren Mythe nicht ausdrücklich genannt, ist doch auch die ihrem größeren Vetter in jeder Beziehung so ähnliche Krähe eine Wahrsagerin von Alters her. Olaf Tryggwasen dankte beispielsweise seiner Gewohnheit, es für einen guten oder bösen Angang zu nehmen, wenn eine Krähe auf dem rechten oder linken Fuße stand, den nicht gerade allzu poetischen Beinamen „krâkabein“, id est „Krähenfuß“.

Das spätere Christenthum macht auch zwischen beiden Nahverwandten wenig Unterschied, je nach Gelegenheit und Laune, den einen für den anderen setzend, wobei allerdings alle beide schlimm genug wegkommen. Denn gleichwie der Führer der Einherier im negativ christlichen Sinne zum nächtlichen Schreckgespenst, zum Führer des „wüthenden“ (Wotan = Wodis) Heeres oder der wilden Jagd herabgesunken, so haftet auch den ihm geweihten Raben etwas Dämonisches, Unheilbringendes an: Raben und Krähen sind Unglücksvögel ersten Ranges, eine wahre Teufelsbrut, an der auch nicht ein gutes Federchen, und nur selten klingt noch die Erinnerung an die zeit- und weltenkundigen Vögel der alten Mythe nach. Als solche wären etwa die Raben, welche um den Untersberg fliegen, wo Karl der Große schläft, oder jene des Kyffhäuser, wo Friedrich der Rothbart gebannt ist, zu nehmen.

Insgemein sind sie Teufelsvögel, Höllenboten, deren Erscheinen niemals Gutes deutet, und vor dem „ungetriuwen hellerabn“ („walahraban, vilde ravn oder valravan“) kann man sich nicht genug hüten. „Volget dem swarzen rabn nith“ wird eindringlichst gewarnt, denn: „Satan exit torvus, tamquam corvus“ lehrt schon das Kommentar des hl. Hyronimus und analog dem erzählt die altdeutsche Kaiserchronik vom Tode Nero's:

> — diu tiuel komen dar
> mit ainer micheln scar
> in swarzer uogele pilede —

ganz wie es heute noch nach dem Volksglauben als ein sehr bedenkliches Zeichen gilt, wenn sich mehrere solch' unheimlicher Gesellen bei einem Hause einfinden, darin ein Sterbender liegt — sie lauern auf seine Seele; reihenweise auf dem Dachfirst sitzend, deuten sie wohl auch auf die Leichenträger. Vereinzeltes nächtliches Raben- oder Krähengeschrei bei einem Hause oder in einem Orte kündet irgend ein nahendes Unglück. „Rappa sönd übers Hus döra g'flogen ond hend Schrä gloh, es ged an Ohglöck“ prophezeit sich deshalb der Alpenzeller. Dies wußte übrigens schon Walther von der Vogelweide:

> Gerne slief ich niemer da
> Wann ein unsaeligiu krâ
> Diu begonde schrien.
> Daz alle krân gedien
> Als ich in des grünne!
> Sie nam mir michel wünne
> Vor ir schrien ich erschrac —.

Die schreckliche Katastrophe von Bun, um auch ein Beispiel aus neuester Zeit anzuführen, soll ebenfalls durch einen Raben, der sich die vorhergehenden Nächte vom Kirchthurme hören ließ, angekündigt worden sein. Am dritten Tage — 13. Mai 1870 — ging dann jener fürchterliche Wolkenbruch über das in einem Seitenthale der Kockel gelegene siebenbürgische Dorf Groß-Bun nieder, dessen Wasser innerhalb zweier Stunden 60 Höfe und an 200 Menschen mit sich fortrissen. — Eine Ausnahme von der übelberufenen Sippe macht jedoch in der Mythe der, allerdings nur selten erwähnte w e i ß e Rabe, er ist das vollkommene Gegenstück seines schwarzen Bruders. Hier ein Beispiel für mehrere:

Als im Voigtlande die Pest wüthete, kam vom Norden her ein weißer Rabe ins Land, der den verzweifelnden Bewohnern den Rath zuschrie: „Freßt nur recht Rapuntika, sinten kimmt kei Mensch derwä!“ Die Voigtländer befolgten den Rath und siehe, der schwarze Tod forderte kein Opfer mehr.

Raben und Krähen sind — und vielleicht ist der schlechte Leumund, in dem sie stehen zum guten Theil darauf zurückzuführen — Galgenvögel von Alters her, freilich nicht in der verächtlichen Deutung von heute.

Ein Beiname Odins (Wuotans) ist ja auch der eines Galgenherrn und Gottes der Gehängten. Der Tod am Galgen hatte nämlich, weil der Körper unverstümmelt blieb, im germanischen Alterthume nichts Entehrendes: Im Sturme mit seiner Heldenschaar heranbrausend, löst der Gott den ihm Geopferten selbst vom Galgen, damit er mit ihm in Walhall einreite und die Erinnerung daran klingt noch in den Rechtssprüchen des Mittelalters nach, welche dem hangmäßigen Verbrecher das ehrliche Begräbniß versagend, seine Seele Gott, wenn er sie will, den Leichnam aber den Raben und Krähen überweisen.

Aber die Raben, welche die Stätte, wo eine Blutthat begangen worden, kreischend umkreisen oder den „Rabenstein“ umschwärmen, sind nun nicht mehr Wahlvaters Vögel, sondern Teufelsboten, welche die Seelen der Gerichteten stracks zur Hölle geleiten und in den Akten der Hexenprozesse ist sehr lehrreich zu lesen, wie da und dort der Teufel selbst in Raben oder Krähengestalt dem Zuge, der das Opfer eines finsteren Wahns zum Holzstoß brachte, vorausgeflogen. In eben dieser Gestalt besucht aber auch der Böse seine Bündner im Kerker.

Den besten Beweis jedoch, welch' tiefe Wurzeln die Abneigung gegen den ehemaligen Siegvogel der alten Gemanen gefaßt, gibt uns der Volksmund selbst und es hieße Holz in den Wald tragen, wollten wir des Näheren auf die zahlreichen, darauf Bezug habenden Sprüche und Redesarten eingehen, nur gegen eine möchten wir, um zum Schlusse dem bestverleumdeten Raben und seiner Sippe einigermaßen gerecht zu werden, auf daß Entschiedenste protestiren. Man spreche nicht mehr in dem gehässigen Sinne wie bis nun von Rabeneltern, sind sie doch, mag ihnen auch sonst nachgesagt werden, was da wolle, wie ja die Vögel, mit wenig Ausnahmen alle, die besten Gatten, die besorgtesten und zärtlichsten Eltern, an welche sich so manche Menschen ein Beispiel nehmen könnten — welche Rabeneltern zu schmähen niemand Ursache finden dürfte!

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.